

GÜNTHER KOSICK
EINER VON VIERZEHN

ERSTER BAND

**Roland, Rupert, Monika, Bernd,
Roswitha, Helga, Walter, Siegfried,
Alfred, Günther, Christine, Erhard,
Reinhard und Jürgen**

Oben am Treppenfosten saß ich und hörte sie streiten. Unsere Eltern, wie immer ging es ums Geld. Es reichte oft nicht. Nicht vorne, nicht hinten, nicht in der Mitte und dazwischen.

Unsere Mitte war Walter, vorne Roland, ganz hinten Jürgen. Ich, die Nummer zehn, schrie nach meiner Hausgeburt am 4. Juli 1965 das erste Mal in den Himmel über Ellgau. „Heute male ich dein Bild, Cindy Lou“, sang Drafi Deutscher im Radio und meine neun Vorgänger waren wieder einer mehr. Nach mir kamen dann noch vier. Christine und Erhard und Reinhard und Jürgen. Dann war Schluss.

Wahrlich, meine Eltern liebten das Leben, feierten es mit vierzehn Kindern. Zwei Handballmannschaften sind das, ein kleines Turnier, Spaß und Abenteuer. Doch auch der Kreuzweg führt traditionell über vierzehn Stationen. Keine leichte Strecke. Auszuhalten galt es einiges als einer von vierzehn. Denn Heilige waren wir keine. Nicht die katholischen „Vierzehn Nothelfer“, denen die Wallfahrtskirche „Vierzehnheiligen“ in Oberfranken gewidmet ist. In eben diese Gegend flohen meine Großeltern 1939 mit meiner Mutter aus Rumänien. Zauberhaft merkwürdig all das, sicher ein Zufall.

Oben und gelehnt an meinen Treppenfosten fasste ich vor lauter Gezanke sowieso keinen klaren Gedanken. Hörte, wie knapp die Kasse war, während der Elternstreit unten langsam verebbte. Die Luft war raus, Kraft wurde für anderes gebraucht.

„Etwas zum Fressen kriegen wir immer auf den Tisch“, jagte mei-

ne Mutter alle Zukunftsängste aus dem Haus. Für eine Kartoffel-
suppe reiche es allemal, machte sie sich ans Werk und rückte
gewaltige Töpfe auf den Herd. Kroch später ebenso todmüde ins
Bett wie ihr zehntes Kind, das sich zum Einschlafen die Bettde-
cke über die Ohren gezogen hatte. Sorgen indes, die Ehe meiner
Eltern würde unter der Last von vierzehn Kindern einbrechen,
machte ich mir nie. Alles Gezeter war eingebettet in ihre Liebe,
felsenfest hielten Lucia und Harry zusammen. Unfassbar – Jahr-
zehnte später, zur Goldenen Hochzeit, ließen sie sich wie frisch
Verliebte in der offenen Königskutsche durchs Dorf schaukeln.
Noch heute sehe ich meinen Vater feierlich seine Arme zum
Gruß erheben, stolz und an sich gedrückt unsere Mutter. Welch
Jubelschrei mit einem Schweif von vierzehn Kindern.

Ohne Nebengeräusche kommt ein solcher Jubelschrei natür-
lich nicht aus, nicht ohne Lachen, Zanken, schallende Ohrfei-
gen, Rülpsen, Furzen, Kichern, Stolpern, Beinstellen und das
Vernichten gewaltiger Mengen von Aufmerksamkeit, Nahrung,
Wasser, Strom, Kleidung und Geld.

„Günther“, hörte ich im Tante-Emma-Laden meinen Namen
ebenso, wie Roland, Rupert, Monika, Bernd, Roswitha, Helga,
Walter, Siegfried, Alfred, Christine, Erhard, Reinhard und Jürgen
den ihren vernahmen. „Die heutigen zwei Brote, zwanzig Sem-
meln und sechs Liter Milch schreibe ich noch an, bald aber muss
alles ...“

„... bezahlt werden“, wusste ich, kannte ja das Buch, in dem die
Dorfbewohner ihre Einkäufe anschreiben ließen. Viele taten es.
Nicht nur wir Kosicks, auch wenn ich es lange Zeit glaubte.

Morgens ein Schrei. „Aufstehen!“

Das saß. Die Generalin hatte gerufen. Nichts weniger musste
unsere Mutter sein, um alles vor dem Chaos zu bewahren. Im



Fasching 1941: Mein Papa als Jugendlicher (o. l.) mit seiner Familie



Die Hochzeit meiner Eltern Lucia und Harry

gesamten Obergeschoss krochen nun Kinder und Jugendliche aus den Betten. Niemand ließ es darauf ankommen, von der Generalin mit einer Ohrfeige aus dem Nachtlager gefegt zu werden. Meine dreizehn und ich machten uns auf den Weg ins Badezimmer. Endlos gurgelte das Klo, Gebirge aus Zahncreme wurden aus den Tuben gedrückt, Gesichter mit Wasser benetzt und manchmal gewaschen, Haare in Form gebracht und geflochten. Schließlich rein in die Lederhosen und Kleider, runter an den Esstisch.

„Frühstück“, grüßte von der Stirnseite die Generalin. Zwei mächtige Brotlaibe neben sich, hatte Mutter ihren Stammplatz eingenommen, schmierte mit Vaters Unterstützung endlos Butterbrote mit Marmelade, schob sie in die Runde ihrer Nachkommen und wusste nichts davon, dass sie uns später allesamt enterben würde.

„Essen!“, hielt der Familiengeneral ihre vierzehn in der Spur, spornte uns an im Mampfen, auf dass wir pünktlich ankämen, in der Schule, in Ausbildung oder Beruf. Ganz selbstverständlich drückten die Eltern uns Pausenbrote in die Hände, dann zog die Karawane los. Ein jeder nach seiner Art, gleichwohl vierzehn echte „Kosicks“. So raunte es in Ellgau, wenn wir in den Alltag oder zur Sonntagskirche zogen. „Die Kosicks“, tuschelten die Dorfbewohner, wenn wir kamen. Und irgendwo kamen wir immer.

Mindestens ein „Kosick“ war immer dabei, wenn Abenteuer oder Streiche lockten, wir uns aufmachten über den Damm, hinein in den Wald und zwischen die Bäume, die unsere Baumhäuser trugen. Wie oft hockten wir in deren Schutz, schabten die Innereien aus den schwarz gefangenen Fischen.

„Komm, Günscheck, Schwarzfischen“, nahmen die Älteren mich ins Schlepptau. Klar, ich rannte mit ihnen, ohne die Spur einer

Ahnung, was es wohl meinte, dieses „Schwarzfischen“.

Bald aber erreichten wir die Forellenteiche, fischten mit simplen Ruten einiges raus, türmten in alle Winde, als der Eigentümer der Zucht uns erblickte. „Komm, Günscheck, mach dich dünn!“, hörte ich die Stimme eines Kosicks und nahm die Beine in die Hand.

Schnell wie der Wind waren wir, saßen später am Feuer, kratzten die Innereien aus den Fischen, achteten sorgsam darauf, die schwarzgrüne, dunkelbraune Galle nicht zum Platzen zu bringen. „Dann ist das ganze Ding verseucht“, hämmerten mir die Älteren ein. „Pass bloß auf, Günscheck. Von dem Schwimmer kriegste sonst keinen Bissen runter.“

Vorsichtig schabte ich, ließ Herz, Leber, Niere und Kiemen des Fisches auf den Waldboden regnen, schob das glibberige Zeug mit dem Schuh zur Seite. Einer schmiss Holz aufs Feuer. Mein Fisch leuchtete geheimnisvoll. Auf Stöcken grillten wir ihn und aßen wie die Götter.

Diesen göttlichen Geschmack des Fisches trug ich noch im Mund, als es zum Abend an unserer Haustür schellte. Die Generalin öffnete. Wieder ihr Schrei, drei Worte:

„Herkommen – alle – sofort!“

Wer jetzt nicht spurte, hätte gleich sein Testament machen können. Aus Ecken und Sesseln, Zimmern und Betten, vom Klo und aus dem Garten eilte herbei, wer daheim war und den nächsten Sonnenaufgang erleben wollte.

„Wer war’s?“, wollten die wissen, die nun vor uns standen. Besitzer von Forellenteichen, Erbauer von auf unerklärliche Weise umgestürzten Hochsitzen oder gar Polizisten stellten diese Frage. Wir vierzehn indes kannten nur eine Antwort: „Keine Ahnung, wir nicht.“

Eine Lüge war das. Natürlich. Gleichwohl stand sie wie eine